

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 13 (1923)
Heft: 26

Artikel: Columbien
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640777>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

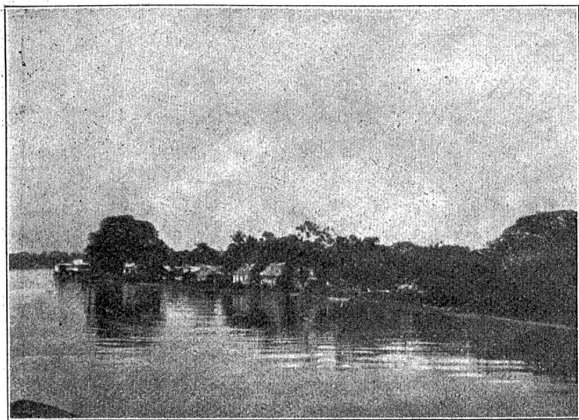
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Columbien.

Im November 1881 reiste ein junger Berner Gelehrter, einem Rufe der columbianischen Regierung folgend, über Bordeaux nach Bogotá, der Hauptstadt der südamerikanischen



Puerto Wilches am Magdalenaström.

Republik Columbien, ab, um dort den Lehrstuhl für Geschichte und Philosophie an der Landeshochschule zu befehen. Bogotá liegt fast 1000 km von der Mündung des Magdalenaströmes entfernt, in gerader Linie gemessen, auf einer Hochebene im Innern des Landes. Nach 51 Tagen erreichte Professor Ernst Röthlisberger, das war der junge Berner Gelehrte, sein Reiseziel. 27 Tage hatte die Meerfahrt gedauert. In Barranquilla, das man vom columbianischen Hafen Sabanilla (heute Puerto Colombia) aus mit der Eisenbahn erreicht, bestieg Röthlisberger einen primitiven Dampfer, der ihn den Magdalenaström hinauftrug bis Honda, wo Stromschnellen die Schifffahrt unterbrechen. Von hier aus erreichte er, auf dem Rücken eines Maultieres reitend, in 3 Tagen die 2700 m über Meer gelegene Hochebene mit der Hauptstadt Bogotá. — Etwas über drei Jahre dauerte Professor Röthlisbergers Wirksamkeit in Bogotá; eine jener Revolutionen, die damals in den südamerikanischen Republiken endemisch waren, machte seiner Lehrtätigkeit ein vorzeitiges Ende. Er hatte sich eben eingelebt gehabt und Land und Leute auf seinen Reisen gründlich kennen gelernt; den Bürgerkrieg, der der Revolution folgte, hatte er als neutraler Augenzeuge miterlebt. Am 3. April 1886 langte er wieder in der Schweiz an.

Zehn Jahre später schrieb Professor Röthlisberger seine Erlebnisse in Columbien auf. Bei Schmid & Francke, Bern erschien 1898 sein stattliches Buch „El Dorado, Reise- und Kulturbilder aus dem südamerikanischen Columbien“. Das Buch hat seinerzeit überall freudige Aufnahme gefunden. Und mit gutem Grund; es erzählt in glänzendem Stil nicht nur Selbstgeschautes und Selbsterlebtes aus einem fernen, damals noch sehr wenig bekanntem Lande, sondern es schildert die Verhältnisse des Landes und Volkes aus wissenschaftlicher Erkenntnis heraus, so daß es sich noch heute, nach bald dreißig Jahren mit Gewinn liest.

Die Familie Röthlisberger hat die Beziehungen mit Columbien bis zum heutigen Tage aufrecht erhalten. Zwei Söhne sind den Reisespuren des Vaters gefolgt. Der eine hat sich in Bogotá als Kaufmann niedergelassen und versieht drüben das Amt des Schweizerkonsuls; der andere wirkt in Bern als Generalkonsul von Columbia. Herr Dr. jur. M. Röthlisberger hatte zu Anfang des Jahres 1922 Gelegenheit, das Land seiner Mutter persönlich kennen zu lernen. Er bekam den Auftrag, Akten des Völkerbundes und andere Dokumente nach Bogotá zu bringen. Die Ergebnisse dieser Informationsreise, soweit sie für den schweizerischen Kaufmann und Industriellen wichtig sind, legte Dr. M. Röthlisberger in Vorträgen vor diesen Interessentenkreisen in Bern

und Basel vor; sie sind seinerzeit in der Presse anerkennend besprochen worden.

Mit seinem Bruder unternahm Herr Röthlisberger die kühne Reise in die columbianischen Planos, die der Leser unten geschildert findet.

*

Ueber das heutige Columbien seien hier einige Angaben, die wir größtenteils dem gedruckten Vortrag von Dr. M. Röthlisberger über „Die Handelsbeziehungen zwischen der Schweiz und Columbien“ entnehmen, geboten.

Columbien liegt in der Nordwestecke Südamerikas und hat Anteil an der atlantischen und pazifischen Küste. Das Land liegt ganz in den Tropen; es berührt mit seiner Südgrenze den Äquator. Heißes tropisches Klima macht die Tiefländer am Magdalenaström und an den Zuflüssen des Orinoco (hier Planos genannt) unwirtlich und wegen der Tropenfieber für den Europäer sozusagen unbewohnbar. Aber Columbien besitzt relativ gesunde Hochländer mit einem durch die Höhe gemäßigten Klima. Die Cordilleren steigen hier in mehreren Gebirgszügen, zwischen denen ausgedehnte Hochebenen liegen, bis über 5000 m in die Höhe. So ist Columbia mit ca. sechs Millionen Einwohnern auf 1,360,000 km² (Deutschland und Frankreich) noch sehr dünn bevölkert. Es fehlt dem Lande nur an den nötigen Verkehrsmitteln, um eine vielfach größere Bevölkerung zu haben. Dem Bau von Straßen und Eisenbahnen stellen sich eben schwere Hindernisse entgegen: in der Tiefe das mörderische Klima, in der Höhe die unwegsamen Gebirge, in denen der Straßenunterhalt z. B. durch die tropischen Gewitter fast unmöglich gemacht wird. Darum ist das Hauptverkehrsmittel immer noch, wie zu den Zeiten der Spanier, die Mantierkolonne. Zwar ist jetzt die Hauptstadt mit dem Magdalenaström durch eine Gebirgsbahn verbunden. Man erreicht heute Bogotá von Honda aus, dem Endpunkt der Schifffahrt auf der unteren Schifffahrtstrecke bis zu den Stromschnellen, oder von Girardot aus, der Endstation der mittleren Schifffahrtstrecke. Auch von der pazifischen Küste, vom Hafen Buenaventura aus, führt eine Stichbahn ins Innere des Landes, nach Cali im Tale des Rio Cauca, einem linken Zufluß des Magdalena. Mit dem Magdalena sind noch die Binnenstädte Medellín und Bucaramanga verbunden, sowie die Küstenstädte Cartagena und Sta. Marta. Eine deutsch-columbianische Gesellschaft hat eine Fluglinie nach Bogotá eingerichtet, auf der man heute von Cartagena aus die nach der Hauptstadt führende Bergbahn in acht Stunden, statt in zwei Wochen erreicht.

Columbien führt folgende Produkte aus: Platin — für dieses kostbare Edelmetall ist es gegenwärtig erster Weltlieferant; ebenfalls für Smaragde, die außer in Columbien einzig noch im Ural gefunden werden; die Kaffeeproduktion nimmt neben Brasilien den zweiten Weltrang ein; der columbianische Kaffee ist wegen seiner Milde beliebt; eine starke Ausfuhr nach Nordamerika besteht für Bananen; Hauptausfuhrhafen Sta. Marta.

Außerdem produziert Columbien noch Gold; die Ausbeute ist aber mangels der technischen Einrichtungen verhältnismäßig gering. Auch Eisen und Kohle fehlen nicht, werden aber nur mit unzulänglichen Mitteln abgebaut. Eine große Zukunft mißt man der Petrolgewinnung zu; sie liegt in amerikanischen und englischen Händen. Auch die Viehzucht hat glänzende Möglichkeiten der Entwicklung; nur fehlen noch die Einrichtungen zur Verwertung ihrer Produkte. Neben Kaffee wird auch Zuckerrohr angebaut und in einheimischen Raffinerien verarbeitet. Die Industrie ist noch wenig entwickelt. Ueberhaupt ist Columbien in wirtschaftlicher Hinsicht ein Land „unbegrenzter Möglichkeiten“. — Seit mehr als 20 Jahren herrscht nun der politische Friede, die Grundlage der Wirtschaftsentwicklung. Die drei Volkselemente: Kreolen (Nachkommen der Spanier), Indianer, Neger und Mischlinge leben nun friedlich nebeneinander.

Das columbianische Geldwesen ist heute wohl geordnet. Die Einheitsmünze, der Peso, hält sich mit dem Dollar ungefähr auf gleicher Höhe. Die Deutschen behaupten vor allen Fremden den Vorrang; sie wußten sich auch während des Krieges die Sympathien der Columbianer zu erhalten. Die columbianische Schweizkolonie besteht aus ca. 50 Personen; sie pflegt schöne vaterländische Geselligkeit und weiß die Handelsbeziehungen mit der Schweiz zu fördern und zu mehren.

Eine Fahrt in die columbianischen Planos.

Von Manuel Röthlisberger.

Als mein Bruder und ich in Bogotá die Absicht äußerten, in die Planos hinunter zu reiten und dort diejenigen Gegenden aufzusuchen, die unser Vater vor vielen Jahren durchstreift hatte, da wurde unser Plan mit Kopfschütteln und sorgenvollem Abwehren aufgenommen. In allen Farben schilderte man uns die Gefahren der Planos, jener unermesslichen und kaum erforschten Ebenen, die sich vom Fuße der columbianischen Cordilleren bis an den Orinoco im Osten und an den Amazonasstrom im Süden erstrecken. Aber gerade das Unbekannte, das uns dort unten erwarten sollte, festigte nur unser Vorhaben, umso mehr als die warnenden Stimmen von Leuten kamen, die wohl in der zivilisierten Welt viel gereist waren, aber sich hüteten, in die unbewohnten Gegenden ihres eigenen Landes vorzudringen. So benutzten wir denn einen durch die Präsidentschaftswahlen im Februar 1922 eingetretenen Stillstand im Geschäftsleben, um die Fahrt in die Planos zu wagen.

Im Galopp geht es eines schönen Morgens durch die Straßen der Vorstadt von Bogotá hinaus und auf flinken, indianisch aufgeäumten Pferden der östlichen Berglehne entlang, deren Kamm wir auf etwa 3300 m Höhe überschreiten sollen. Mein Bruder und ich feuern die Tiere unaufhörlich an; denn wir haben einen weiten Weg vor uns und gedenken unser Nachtquartier schon tief unten in wärmeren Gegenden zu beziehen. Die Straße, auf der wir dahingaloppieren, ist von Indianern belebt, die mit Gemüse, Hühnern und Eiern der Hauptstadt zustreben. Unter ihren schweren Lasten keuchend, eilen sie in kurzem Trab dahin und finden kaum Zeit, uns den üblichen, ehrerbietigen Gruß zu erweisen.

Je höher wir hinaufkommen, desto weiter öffnet sich der Blick auf die Hochebene von Bogotá, die rings von Bergzügen begrenzt, in bläulichem Dunst vor uns liegt und in ihrer Einförmigkeit ernst und feierlich stimmt. Längst sind die



Markttag in Vélez. (2200 m. n. M.)

Türme der vielen Kirchen der Stadt dem Blick entschwunden und nur einzelne Landhäuser grüßen noch aus der Ferne. An unserer Bergseite wächst weder Baum noch Strauch, nur

in einzelnen Nunsen findet sich kümmerliches Gebüsch. Die Luft ist klar und dünn, und von der nun sichtbaren Passhöhe weht uns ein kalter Wind entgegen.



Maultierreisen: Aufbruch am Morgen.

Um die Mittagszeit biegt die Straße in einen schmalen Hohlweg ein, der in die Passhöhe eingeschnitten ist und jenseits in einen steil abfallenden Saumpfad übergeht. Die Wände des Weges sind mit unzähligen kleinen Holzkreuzen geschmückt, welche die Indianer jedesmal nach glücklich überstandener Reise als Dankeszeichen aufrichten. In der Tat muß das einfache Gemüt der Eingebornen etwas wie Befreiung fühlen, wenn die kalte Passhöhe erreicht ist und es jenseits zur bewohnten Hochebene oder in die warmen Planos hinuntergeht.

Wir stehen auf einem steil abfallenden Felskopf und sehen vor uns ein weites Tal, das sich nach Osten zu öffnet und aus dessen dem Auge noch verborgener Tiefe die warmen Lüfte der Tropen heraufzuwehen scheinen. Rette um Rette vorgelagerter Cordilleren schiebt sich bis an den tiefeingeschnittenen Fluß vor, und doch glauben wir schon den letzten Kamm zu erkennen, der uns von den geheimnisvollen Planos trennt. Eine fieberhafte Unruhe ergreift uns, und nach kurzer Rast beginnen wir den Abstieg in das ferne Wunderland.

Ganz steil führt der Weg in vielen Windungen in die Tiefe, und bald schon verspüren wir die Aenderung in der Temperatur. Auch in der Vegetation macht sich der Wechsel im Klima rasch bemerkbar, indem die kargen Gebüsch einige Laubbäumen und Pflanzungen Platz machen. Von einer Bergterrasse her winkt der Kirchturm der kleinen Ortschaft Chipaque, in deren viereckigen Platz wir bald darauf einmünden. Noch ist aber trotz der Anstrengung des plötzlichen Abstieges die Zeit zum Rasten nicht gekommen. Weiter geht es an den Fluß hinunter, wo die schon stärker wirkende Sonne in dieser Jahreszeit die Pflanzungen ausgedörret hat und alles auf den erlösenden Regen wartet.

Der Weg in die Planos ist nicht stark belebt, nur hie und da begegnen wir Ochsenespinnen oder schwer beladenen Maultieren mit ihren indianischen Treibern. Der Saumpfad führt nun dem Ufer des noch kleinen Flusses entlang und überbrückt eine enge Schlucht. Jenseits geht es hinauf gegen das Städtchen Caqueza, das auf einer dominierenden Anhöhe inmitten von Maispflanzungen liegt. Das Städtchen selber ist still und verlassen, nur auf dem Marktplatz hocken einige Indianerweiber und halten Orangen, Zitronen und Zuckerrohr feil.

Nach einer zum letzten Male in richtigen Betten verbrachten Nacht brechen wir frühmorgens auf und setzen den Abstieg in die Planos fort. Der Saumpfad zieht sich kahlgebrannten Berglehnen entlang, die von Zeit zu Zeit näher an den Fluß herantreten und wilde Engpässe bilden. Beim Zusammenfluß zweier Bäche satteln wir die Tiere ab und

nehmen ein erfrischendes Bad in den klaren Fluten. Dann geht es durch das schäumende Wasser, das die Tiere fast mitzureißen droht, an das jenseitige Ufer. Der Weg sucht sich nun einen Ausgang aus den immer enger werdenden Schluchten; bald steigt er hoch in die Felsen hinauf, bald geht es wieder hinunter an den Fluß; dann zwingen tiefe Einschnitte zu Umwegen und weitausholenden Kehren. Für diese Mühe werden wir aber durch die wunderbare Gebirgswelt entschädigt, die sich uns in diesen Schluchten eröffnet. Alle romantischen Geschichten von den Pässen, die von einer Handvoll Indianern gegen ein Heer von Eroberern verteidigt werden, treten in unsere Erinnerung, wenn den kaum meterbreiten Pfad auf der einen Seite die schwindelnde Tiefe, auf der andern Seite himmelanstrebende Felswände begleiten. Ein Reiter folgt vorsichtig dem andern und unwillkürlich verstummt die Unterhaltung; denn ein einziger falscher Tritt, ein kleines Gleiten des Pferdes bedeutet den sichern Tod.

Gegen Abend kommen wir zu einer einsamen Herberge, wo wir um Obdach bitten und wo uns ein kahler Raum in der aus gestampfter Erde errichteten Hütte überlassen wird. Raum sind die Tiere abgesattelt und auf die Weide getrieben, so sinkt schon die Nacht hernieder; denn in jenen dem Aequator nahen Strichen ist ein langsam hereinbrechender Abend mit dem Zauber der friedlichen Dämmerung unbekannt. Wohl leuchten noch die höchsten Berge eine Zeit lang in der scheidenden Sonne, dann aber ist auf einmal die Nacht der Tropen mit all ihren Geheimnissen da. Kein Laut durchbricht die tiefe Stille, nur hie und da zeigt ein fernes Licht, daß selbst diese unwirtlichen Gebirge von Menschen bewohnt sind. Da es zum Schlafen noch zu früh ist, wechseln wir einige Worte mit dem Besitzer der Posada, einem hochgewachsenen bärtigen Manne und warten auf unsern jungen Knecht, der den langen Weg von Caqueza her zu Fuß zurückzulegen hat. Ihm sind nur wenige Stunden Schlaf vergönnt, da er schon um vier Uhr auf die Weide muß, um die Pferde einzufangen und zu satteln. Es ist ein junger, stämmiger Indianer, der sich fortwährend auf der beschwerlichen Fußreise zwischen den Planos und der Hochebene befindet und als Maultiertreiber einen kümmerlichen Lohn erhält. In einigen Jahren hat er vielleicht soviel zusammengesparrt, daß er ein paar Tiere kaufen und dann das Säumen auf eigene Rechnung betreiben kann.

Vor Sonnenaufgang brechen wir von San Miguel auf und setzen den Abstieg in die Planos fort. Die Natur wird immer wilder und tropischer, je tiefer wir hinunter kommen. Handgroße Schmetterlinge umgaukeln uns und verlieren sich zwischen seltsam geformten Blumen und Schlinggewächsen. Wenn der Weg ein Nachttobel zu durchkreuzen hat, überrascht uns die üppige Vegetation, die in solchen stillen Winkeln wuchert, wo uralte Bäume, in deren Nestern zahllose Nester von Webervögeln wie Reulen hängen, zum Himmel ragen. Auf den Höhen sehen wir immer häufiger die Rauchwolken der in Erwartung der Regenzeit angezündeten Buschwälder, sodaß ein feiner Dunst die unbarmherzig brennende Sonne verdeckt. Schon sind wir mehrere Stunden unterwegs, und doch nehmen die sich stets neu vor uns schiebenden Berge und Wälder kein Ende. Endlich um die Mittagszeit treten wir auf den letzten Bergkamm und sehen vor uns die unfassbar große Ebene, die sich wie ein Meer nach Osten dehnt und kein Ende kennt. Breite, in der Sonne glühende Flüsse strömen aus den Cordilleren und verlieren sich, von herrlich grünen Urwäldern umsäumt, in die Ferne. Ein leichter Nebel, aus dem Rauch der brennenden Steppen hervüßend, verhüllt uns den Ausblick in die Weite, läßt aber das Wunderland nur umso geheimnisvoller erscheinen. Niemand wird sich diesem Zauber entziehen können, wenn er nach der tagelangen Reise in den Schluchten und Engpässen vom Andenhochland herunter kommt und plötzlich zu seinen Füßen sich die Planos öffnen sieht.

Nach kurzer Rast treten wir den letzten steilen Abstieg an und gelangen in etwa zwei Stunden nach dem Städtchen

Villavicencio, dem Hauptort der Planos von San Martin und des Regierungsbezirkes Intendencia del Meta. Das kleine Städtchen am Fuße der Cordilleren ist von munterem Leben erfüllt, kommen doch in ihm alle Kolonisten aus den Planos zusammen, um ihre Einkäufe zu machen und wieder einmal Menschen zu sehen. Auch unsere Ankunft erregt Neugierde; denn es ist selten, daß fremde Leute aus der Hauptstadt sich in die Planos hinunter wagen. Es gilt daher als selbstverständlich, daß wir offiziell bei den Spitzen der Behörden vorsprechen und über unsere Reise Auskunft geben müssen, sei es auch nur um die Witzbegierde des Gouverneurs zu befriedigen. Dieser Gouverneur, General Teronimo Mutis, ist sofort in lebenswürdiger Weise bemüht, uns in den Vorbereitungen der Weiterreise zu unterstützen. Hier erfahren wir nun, daß in Villavicencio Pferde kaum aufzutreiben sind, weil sie zu rasch dem mörderischen Klima erliegen. Viel widerstandsfähiger sind dagegen die Maultiere, die denn auch dort unten nicht nur zum Säumen, sondern auch als Reittiere allgemein verwendet werden. Dahin ist nun der Traum, auf schnellem Hengst durch die Planos zu jagen, und wir sehen uns gezwungen, im langsamen, ewig gleichförmigen Maultiertrab die riesigen Strecken geduldig zu durchmessen. (Schluß folgt.)

Petinesca. *)

Von Robert Scheurer, Wabern.

An Zensbergs sonnigem Hügelhang,
Aus wuchernder Büsche Gewimmel,
Recht graues Gemäuer aus Römerzeit
Sich auf zum blauen Himmel.

Umsummt von Bienen, umfächelt vom Wind
Die Wildnis ein wunderbar Märchen spinnt:

„Einst hört' ich ehernen Römerschritt
Dampfklirrend durch Gassen und Hallen,
Sah weißgewandeter Frauen Schar
Zum Venustempelchen wallen,
Und zwischen der Säulen marmornen Zier
Kroch ringelnd der Opferrauch herfür.

So ging es durch die Jahrhunderte fort.
Da — plötzlich — wie Wettertosen
Zerriß alemannisches Schlachtgeheul
Des Friedens minniges Rosen.

„Wodan und Donar!“ so scholl der Ruf,
Der dem Römeridyll das Verderben schuf.

Bernichtend wälzt' der Barbaren Schwarm
Sich durch die brennenden Straßen.

Kein Kunstgebilde, kein Heiligtum
Verschonte das grausige Rasen.

Ein rauchender Trümmerhaufen blieb,
Wo der nordische Wilde sein Tellspiel trieb.

Längst bin ich nun einsam. Raum dann und wann
Huscht ein Beerenkind durch die Trümmer.

Statt Tubageschmetter und Zymbalklang
Tönt klägliches Untengewimmel.

Und dorthier, vom lumpigen Maueried,
Quakt der Frösche Chor mir das Schlummerlied!“

So raunt's aus den Steinen. So kispelt das Gras.

So flüstert's durch Stengel und Büsche.

Feinfalter gaukeln. Eidechsen guckt

Aus sonniger Mauernische.

Und, träumend im lauen Sommerwind,

Die Wildnis ihr Märchen weiterspinnt ...

*) Römisches Militärstädtchen am Südsüdhang des Zensberges (Amt Nidau); zerstört 460 n. Chr., beim letzten Alemannenscharm.